

gänge, der politische Teil bloß die Vorpostengefechte der Interessengegner. In den Lesebüchern standen etliche Anekdoten von großen Unternehmen, die jetzt, wenn auch noch etwas befremdend, als Industriekapitäne neben den Heerführern rangierten.

Wie das Land überhaupt aussah und wie die Menschen darin lebten, wußte man nicht und wollte man nicht wissen. Man hatte die Vorstellung: Ruß und Asche und Kohlenstaub und graues Straßenelend, verdorrnde Wälder und Sonne immer hinter Dunst. Jedoch man wußte: Die Waffenschmiede des Reiches. Das war genug. Ragende Schloten, feurige Essen, schwielige Hände, natürlich, das gehörte dazu. Das ist gewaltig, das ist unsere Überlegenheit, das macht uns keiner nach.

EMIL A. RHEINHARDT

1889 in Wien geboren, schrieb Gedichte und Novellen sowie eine Reihe von ausgezeichneten Biographien, darunter vor allem: „Das Leben der Eleonore Duse“. Er ist im KZ von Dachau, wohin ihn die Gestapo aus Frankreich nach dem Ein-

marsch der Deutschen geschleppt hatte, den unmenschlichen Leiden erlegen. — Aus seinem BUCH ÜBER DIE DUSE (seinerzeit im S. Fischer-Verlag, Berlin, erschienen) ein Abschnitt, der das Sterben der Eleonore Duse in Pittsburg schildert:

Und dann war sie, die manche Stadt sehr geliebt und doch so oft voll Haß von den Städten gesprochen hatte, als ob sie ahnend immer diese „fürchterlichste Stadt der Welt“ gemeint hätte, in dem Wirrsal von grau wuchernden Würfeln, in der Wolkenhöhe grausig aufgeschossen, eckigen Gewächsen aus Eisen und künstlichem Stein, in diesem rauchverhangenen Pittsburg angekommen, das war, als ob keiner von den Hunderttausenden, die dies maschinendurchschütterte Chaos von Kuben und Schloten unter den rußschwarzen Wolken und dem eisengrauen Himmel bevölkerten, wüßte, daß es Blumen und durchsonnte Luft auf bäumefrohen Hügeln gibt, helle veilchenselige Luft, wie sie jetzt auf dem Meere vor Triest die aufblühenden Segel zur Heimfahrt nach Chioggia füllen mußte. Oh, heimkehren! Heimkehren! Oh, wenn sie doch schon in dem gütigeren New York das Schiff sehen dürfte, das sie nach Italien zurücktragen würde, wenn nur erst das vorübergegangen wäre, o Gott! Wie ihre Mutter es getan hätte, gelobte sie eine große schöne Kerze, wenn sie heimgekehrt wäre, und sei es auch nur, um in Asolo zu sterben. Sie verschloß sich in ihr Hotelzimmer. Keiner durfte zu ihr als die Vertrauten, die mit ihr waren, die sich mit immer scheueren Schritten dem schaurigen Ölbergdunkel um sie nahten. Vier Tage der Vorbereitung verbrachte sie so, schauernd zwischen Hier und Dort. Am Abend dieses 5. April endlich rief sie das unentrinnbare „Komm arbeiten!“

Eisiger, schneedurchwehrt Regen fiel. Schnell, schnell jetzt vom Wagen ins Theater! Aber der Bühneneingang war verschlossen, und der Mann, der ihn hätte öffnen sollen, nicht da. Und sie mußte im nassen Schauern draußen stehen und warten. Als ihr dann endlich das Tor aufgetan wurde, war die Kälte schon in allen ihren Adern und schüttelte sie immer gräßlicher. Mit all ihrem verzweifelten Wollen, jetzt, so nahe dem Ende ihrer Pflicht, nicht noch einen Abend zu versäumen, zwang sie ihren zitternden Körper noch einmal zum Dienst. Und sie spielte die Tragödie des Einsamwerdens, des Alleinseinmüssens vor dem Letzten so über alles Maß hinaus

groß, daß die paar ihr nahen Menschen im Theater aufweinand den Abschied ahnten.

Dann wurde sie heimgebracht in die fremde Herberge, schon in den Flammen der Zerstörung brennend, die schnell den elenden Rest von Lunge, der ihr geblieben war, entzündeten. Bald wußte sie selber, wie es um sie stand, daß nun Arbeit und Pilgerschaft zu Ende gingen. Nur hier sollte es nicht geschehen, nur hier nicht, fiehte sie. Und im Fiebern sprach sie von einem Kloster in Italien, wo sie Frieden finden würde. Schnell, schnell, als ob es zu verhindern gelte, daß ihre Kraft noch einmal den Kampf aufnehme, zehrten Glut und Schmerzen jetzt ihr leibliches Leben auf. Unrast ungeheuren Aufbruchs trieb in den letzten Fiebern gejagt durch das verflackernde Kreisen ihres Blutes. Und indessen die Gnade schon stillend ihr Unsterbliches zum Eingang in das Geheimnis bereitete, garte und begehrte das unerfüllt Gebliebene von allen Straßen der Erde, brach die Erde selber in ihrem nun endenden Wunder noch einmal in die letzte Stimme dieses Lebens hinein und schrie: „Aufbrechen! Arbeiten!“ und klang in der Bitte „Deckt mich zu!“ aus, nun sich der letzte Feind, die Kälte, auf den ausgebrannten Leib stürzte.

Und noch nach dem Leichnam griff die tödliche Stadt und gönnte ihm nicht, sich in den neuen, noch so fremden Frieden einzuruhen. Indessen auf allen Drähten und durch alle Lüfte der Erde die Nachricht zu den Menschen flog, daß Gott seine gnadenvolle Gabe an die Menschenwelt, die Seele Eleonora Duse, heimgeholt habe, wurde in der ersten Morgenstunde der Sterbenacht, es war der Ostermontag, der 21. April 1924, der Leib den getreuen Begleiterinnen entrissen und in die eisige Einsamkeit des Leichenhauses gebracht.

LUDWIG RENN

Wurde vor 1933 durch seine Romane „Krieg“ und „Nachkrieg“ bekannt. In der Nacht des Reichstagsbrandes wurde er verhaftet und wegen „Hochverrats“ zu zweieinhalb Jahren Zuchthaus verurteilt. Nach seiner Entlassung ging er illegal in die Schweiz, wo er das Buch „Vor großen Wandlungen“ schrieb. In Spanien war er Kommandeur des Bataillons „Thälmann“. Nach der republikanischen Niederlage lebte er einige Zeit illegal in Frankreich. 1939 gelangte er über England und USA nach Mexiko. Dort wirkte er eine Zeit

hindurch als Professor für moderne europäische Geschichte an der Universität Morelia und als Präsident der Bewegung „Freies Deutschland“ in Lateinamerika. Im Exil schrieb er u. a. den Roman „Adel im Untergang“, der jetzt im Aufbau-Verlag, Berlin, erschienen ist. Vor einiger Zeit kehrte Renn (eigentlich: Arnold Vieth von Golssenau) nach Deutschland zurück; er wird hier sein wissenschaftliches Werk „Frühformen der menschlichen Gesellschaft“ vollenden. Hier eine Episode aus Renns Roman „KRIEG“:

1914 stand im deutschen Heeresbericht: Kriegsfreiwilligenregimenter stürmten mit prachtvollem Schwung unter Gesang von „Deutschland, Deutschland über alles“. — Man kann sagen, bis heute leben die Völkischen von dieser Tatsache. Aber schon damals hatte ich meine Zweifel. Wenn man mal so einen Sturm mitgemacht hat, und da soll man sich vorstellen, daß die gesungen haben? Wie denn gesungen? Während sie vorrannten gegen ratternde Maschinengewehre? Außer Atem singen? Oder während sie auf dem Bauch lagen und schossen, mit dem Gefühl: wenn ich dich nicht totschieße, schießt du mich tot! Ich habe es ja erlebt, daß einer während eines Sturmes Veilchen gepflückt hat — nämlich als die vorderste französische